

Gastropolis (II): Zur Gastrosophie der Stadt

Obgleich die landwirtschaftliche Nahrungsproduktion traditionellerweise nicht inmitten der Stadt stattfindet, wurde Urbanität schon immer beträchtlich durch das Nahrungsgeschehen geprägt. Dies geschah zumeist in der konkreten Gestalt einer umfassenden Fremdversorgung der Stadtbevölkerung mit Lebensmitteln und Fertiggut, die irgendwo auf dem Land von unbekannten Bäuerinnen und Bauern produziert wurden. Die Anlieferung aller erforderlichen Produkte ist ein wesentlicher Grund für die Notwendigkeit und für das Ausmaß von Verkehrssystemen aus Straßen, Schienen, Flussläufen und neuerdings auch Flugzeugen. Der Raumbedarf dieses Transportwesens bestimmt einen beachtlichen Anteil des gesamten Stadtgefüges und zwingt diesem seine physische Eigenlogik auf.¹ Heute ist der globale Güterverkehr nicht nur einer der größten Verursacher von Lärm und Luftverschmutzung. Weil immer häufiger Milch und Wasser, Tomaten und Schweinehälften von einem Ort der Welt zu einem anderen transportiert werden, um nicht selten von dort in verarbeiteter Form wieder zurückverfrachtet zu werden, verbraucht der steigende Lebensmitteltransport speziell durch Straßen wertvolle und begrenzt verfügbare Flächen in städtischen Lebensräumen.

Das Essen prägt darüber hinaus das Stadtbild auch in Form von zahllosen markanten Bauwerken und Infrastrukturen wie Schlachthöfen, Fabrikanlagen und unzähligen Betriebsstätten der industriellen Nahrungsmittelverarbeitung. Noch augenscheinlicher und lebensweltlicher wird die prägende Bedeutung des Essens für die physische Topologie und die kulinarische Identität von Städten freilich durch die vielgesichtige Verräumlichung des Lebensmittelhandels und der gastronomischen Aktivitäten: Märkte, Restaurants, Cafés und Bistro- oder Gastropplätze, Imbissbuden, Fastfood-Ketten, Supermärkte, Feinkostläden, Einkaufszentren usw.² Dazu stellt die britische Stadtforscherin Carolyn Steel in ihrer einschlägigen Studie *Hungry City* fest: »Die Versorgung von Städten ist

1 | Vgl. Berking/Löw, Die Eigenlogik der Städte.

2 | Als Klassiker der gastrosophischen Stadtbeschreibung und Stadtforschung siehe: Zola, Der Bauch von Paris.

ein gewaltiger Akt; ein Akt, der ersichtlich größeren sozialen und physischen Einfluss auf unser Leben und den Planeten hat als alles andere, was wir sonst tun«. ³ Dass unser tägliches Essen die einzigartige Kraft besitzt, ganze Städte zu formen, ist der zentrale Grundgedanke einer Gastrosophie der Stadt.

Die physische Architektur ebenso wie der alltägliche Lebenspuls einer Stadt wird durch diese magische und zugleich gigantische Aktivität bestimmt. Indes führt die schiere Größe und allgegenwärtige Macht des Nahrungsgeschehens gewöhnlich dazu, dass es unsichtbar bleibt. Ganz so, wie man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, sehen wir die Stadt konstituierende Wirksamkeit des Essens vor lauter Alltäglichkeit und Omnipräsenz nicht. Doch diese gewohnte Durchsichtigkeit des ›Stadtessens‹ und der Stadt als einer Stätte des Essens wird neuerdings durch den globalen Schwarm der urbanen Gemüsegartenbewegungen und deren kollektive Intelligenz durchbrochen. ⁴ Und plötzlich verwandelt sich ›die Stadt‹ in ein ›öffentliches Lokal‹ und wird darüber hinaus als urbanes und urbares ›Land‹ erkennbar, wo durchaus und auf bequeme Weise viele Lebensmittel angebaut werden können.

Wie aber wird die gastropolitane Stadt der Zukunft aussehen? Hat sie Ähnlichkeiten mit der utopischen Gartenstadt, mit den *Garden Cities of Tomorrow*, wie sie der britische Stadtplaner Ebenezer Howard bereits vor mehr als 100 Jahren entwarf? Fest steht, dass mit der wachsenden Popularität von Gemüsegärten auch ein absehbarer Bedarf an geeigneten Flächen entsteht, der mit anderen Nutzungen konfligieren wird. ⁵ Während in der Vergangenheit der Urbanisierungsprozess gleichbedeutend war mit einer flächenmäßigen (suburbanen) Ausdehnung von Städten auf Kosten des ländlichen Raums und auch des landwirtschaftlich nutzbaren Bodens, sind dem zukünftigen Stadtwachstum physische Grenzen gesetzt. Die Erhaltung, Qualifizierung und Rückgewinnung von Nutzflächen und Ackerböden werden wichtiger und unumgänglicher als die territoriale Expansion. Erst recht können riesige, bislang ungenutzte und ›unwirtliche‹ Stadtflächen wie Grünstreifen, Brachen, Rasenstücke, Verkehrsinseln, Schreber- und Ziergärten, Parkanlagen und Parkplätze usw. in Agrarflure und urbane Ländereien umgewandelt werden. ⁶

Die Metamorphose der Stadt zur Gastropolis zeigt sich am deutlichsten in der Mikrophysik ihrer fraktalen Oberflächennutzungen: Durch die Inwertsetzung und Bewirtschaftung von Außenwänden, Hausfassaden, Fensterscheiben, Dächern, Balkonen, Terrassen und zurückgewonnenen Straßen entstehen ungewöhnliche ›Grundstücke‹, ›Anbauflächen‹, ›Ländereien‹ und ›Erböden‹ und

3 | Steel, *Hungry City*, ix.

4 | Vgl. Rheingold, *Smart Mobs*; Horn, *Schwärme*.

5 | Vgl. Rosol, *Gemeinschaftsgärten*; Becker, *Grenzverschiebungen des Kapitalismus*.

6 | Vgl. Lohrberg, *Agrarfluren und Stadtentwicklung*.

unendlich viele kleinflächige Orte oder Grünareale der Nahrungsproduktion.⁷ Eine mythische Ahnung von solchen kulinarischen Bebauungen und Kulissen steckt bereits in den Wunschvorstellungen eines Schlaraffenlandes als einer Ortschaft, wo sämtliche Gebäude und Oberflächen aus essbaren Materialien bestehen. Doch die ›Neue Wirklichkeit‹ unserer Städte ist keine unrealistische Phantasie oder Utopie der Völlerei. Sie kann in Hunderttausenden von Küchengärten in allen Nachbarschaften und Stadtvierteln, an jeder Ecke und auf allen Dächern und souveränen Miniterritorien gedeihen und in der lustigen Gestalt endloser Alleen von Obstbäumen und Fruchtwäxsen der urbanistischen Rede vom Stadtdschungel einen realen gastropolitane Sinn verleihen.

DIE NEUE WIRTLICHKEIT UNSERER STÄDTE

Durch den Kunstgriff ihrer landwirtschaftlichen Neuerfindung sorgen wirtliche Städte nicht nur für eine metropolitane Ernährungssouveränität und die allorts erwünschte Effizienzrevolution in der globalen Nahrungsproduktion. Darüber hinaus können ihre Grünareale und bunten Gemüsegärten einen beträchtlichen Beitrag zur Ökologisierung urbaner Betonwüsten und Treibhäuser leisten. Denn die programmatische Umstellung auf möglichst lokale Selbstversorgung birgt ein leicht aktivierbares und zugleich riesiges Potenzial des internationalen Klima- und Umweltschutzes: Die Ökopolis einer nachhaltigen Stadtentwicklung braucht die Gastropolis.

Urbane Nutzgärten sind wirksame Kräfte und Aktanten einer Begrünung des städtischen Lebensraums und sie sorgen auch für saubere Luft und ein freundliches Klima, das auch der globalen Erwärmung entgegenwirkt. (Geht man davon aus, dass Küchengartenaktivisten und -aktivistinnen sich überwiegend vegetarisch oder vegan ernähren und folglich tägliches Fleischessen als großen Klimafresser vermeiden, erhöht sich der Grad ihrer individuellen Erfüllung von globalen Klimagerechtigkeitspflichten noch einmal beträchtlich.)⁸ Mit der urbanen Landwirtschaft können auch Kreisläufe einer ökonomischen Verwertung von Regenwasser und organischen Abfällen entstehen. Ebenso ist der ökologische Aufbau von fruchtbarer Erde und hoher Bodenqualität eine Investition in krisensichere Kapitalien einer, im wahrsten Sinne des Wortes, wachsenden Stadt. Wie sonst hätten wir uns die Rückkehr einer lebendigen Natur in eine denaturierte Stadtkultur, das ressourcenschonende Wachstum einer Postwachstumsökonomie und die postfossile Gesellschaft vorzustellen? Den Grund und Boden unserer Städte nachhaltig in Wert zu setzen und die Erde vor unserer Haustür als kosmisches Geschenk und Gemeingut der Menschheit

7 | Vgl. Fell, Vertical Gardening; Greystone, City Farmer; Mitchell, Edible Balcony.

8 | Ausführlicher dazu: Lemke, Esskultur und Klimagerechtigkeit.

zu behandeln, erfordert vor allem aber, sie nicht in private Immobilien und leer stehende Bürogebäude, sondern in üppigen Humus und mobile Gärten für alle zu verwandeln.

Das willensstarke Gedeihen eines zarten Keimlings aus dem Spalt einer aufgesprengten Betonscheibe symbolisiert eindrucksvoll die jederzeit mögliche Wiederverzauberung moderner Wohnmaschinen in Mensch-Natur-Symbiosen: Lebensformen, die sich darauf verstehen, die erneuerbaren Energien der Erde und der Menschen sowie die kosmische Wärme der Sonne und Humanität im Mikrokosmos urbaner Biotope biodiverser Stadtnaturen zu hegen und zu pflegen. Während auf dem agrarindustriell zerstörten Land die Monotonie wächst, sind Städte dabei, zu Inseln der Artenvielfalt zu werden. In einigen Städten finden sich bereits doppelt so viele Wildpflanzenarten wie in ihrem Umland.⁹ Mit anderen Worten: Pflanzen und Tiere fühlen sich wohl im urbanen Lebensraum – falls man sie dort leben und gedeihen lässt.

Herrschen in Gärten und Anbauflächen nicht länger das unkluge und feindselige, moderne Regiment von Monokultur, Kunstdünger und Pestiziden sowie das genetisch verarmte Sortiment von konventionellen Saatgutherstellern oder Baumärkten, kann die Natur ihr Wunderwerk treiben und gerade mithilfe der menschlichen Agrikultur als ihrem Koproduzenten eine phantastische Fülle an Lebewesen entstehen lassen. Produktive Stadtlandschaften bieten dafür die nötigen Schon- und Gasträume, so dass inmitten und mithilfe eines urbanen Lebens die spontane Biodiversität einer ortsspezifischen Vegetation wieder aufzuerstehen vermag und die heimischen Pflanzen und Tiere zu neuen und diesmal willkommen geheißenen Stadtmitbewohnern werden. Sie passen sich ihrer Umwelt und den Menschen an, die sich um sie kümmern, auch wenn urbane Biodiversität keine dem Ökosystem Stadt innewohnende Eigenschaft ist, sondern das mögliche Resultat einer bestimmten Entwicklung der Städte und ihrer kulinarischen Alltagskultur. »Das Stuttgarter Filderkraut, die Karotte Pariser Treib, das Herbst-Rettich Münchner Bier, die Apfelpaprika Wiener Calvill, der Krachsalat Grazer Krauthäuptel, die Znaimer Gurke« und alle anderen regionalen Spezialitäten sind echte Gewächse eines gastropolitane Stadtlebens.¹⁰

URBANE GÄRTNEREI ALS PRAXISBASIERTE POLIS

Mit der urbanen Gemüsegartenbewegung entstehen auch neue Orte des sozialen Miteinanders. Stärker noch als der Aspekt der kleinflächigen, biologisch-biodiversen, stadtbäuerlichen Nahrungsproduktion – der Liebe zu Gemüse und der Arbeit an Ernährungssouveränität – verändert die gastropolitane Praxis das

⁹ | Vgl. Reichholf, Stadtnatur; Haarmann, Naturkultur.

¹⁰ | Vgl. Heisting, Leben von Gärten, 313.

Zusammenleben in der Stadt und die politische Öffentlichkeit. Der Sachverhalt, dass das Leben mit Gemüse in Gemeinschaft mit anderen stattfindet, spielt sowohl für die individuellen Beweggründe als auch für die philosophische Betrachtung eine entscheidende Rolle. Ich schließe mich hier der Auffassung der amerikanischen Gastrosophin Lisa Heldke an: »Wenn man die elementarsten Gemeinsamkeiten dieser Gärten zusammentragen würde, könnte man sagen, dass bei allen Erde, Sonne, Pflanzen, Wasser, Menschen und – das ist das wichtigste – Beziehungen vorkommen.«¹¹

Angesichts der massiven Vereinzelung und Anonymität des Lebens in der Stadt kommen mit dem individuellen Wunsch nach freundschaftlichem Umgang und dem wachsenden Interesse an einer Vergemeinschaftung mit Gleichgesinnten und Gleichberechtigten starke soziale Kräfte zum Vorschein. Parallel zur Gastrosophie und indirekt mit der Ernährungsfrage verbunden, entstehen mit diesen sozialen Kräften aktuelle sozialphilosophische und alltagsethische Fragen nach unserer Lebensweise in einer individualistischen Singlegesellschaft, die nach Formen eines postfamiliären Gemeinschaftslebens sucht.¹² Die gesellschaftlich hervorgerufenen Transformationsprozesse innerhalb des persönlichen Beziehungslebens bilden gleichsam soziopolitischen Nährboden für die tägliche Bereitschaft und das dauerhafte Verlangen, etwas mit anderen zu tun haben zu wollen.

Vorrangiger Zweck der traditionellen Schrebergärten war es und ist es immer noch, einen Privatraum zu schaffen, wo jede Einheit als Kleinod familiärer Eintracht in realer Abgrenzung zu ›den Anderen‹ (identischen Einheiten) für sich ›alleine in Familie‹ sein kann. Mit den neuen Gemeinschaftsgärten tritt die Praxis einer anderen, egalitären Vergemeinschaftung ins soziale Leben. Dabei geht es um bewusste Alternativen zu kleinfamiliären Beziehungsformen und Beziehungszwängen ebenso wie zu unerwünschter Vereinzelung und zwischenmenschlicher Anonymität. Gemüsegärten inmitten des städtischen Lebensraums bieten eine erstrebenswerte Begegnungsmöglichkeit und eine perfekte Gelegenheit, zeitweise mit Gleichgesinnten zusammenzukommen. Die zwischenmenschlichen Beziehungen, die dadurch entstehen, gewährleisten die soziale Grundversorgung eines erfüllten Soziallebens: Urbane Gartenprojekte sind kommunikative Orte der Annäherung und Nähe, des Gespräches und der Ausgelassenheit, der Kooperation und der Freundschaft. Die Beteiligten bilden sowohl Produktionsgenossenschaften als auch gesellige Genussgemeinschaften. In Selbstbeschreibungen dieser kosmopolitischen Tischgesellschaften wird häufig erwähnt, dass zu den Freuden des gemeinsamen Gärtnerns auch kon-

11 | Heldke, Urbanes Gärtnern und die Erzeugung von Gemeinschaft.

12 | Auf die sozialphilosophischen und alltagsethischen Fragen eines guten Soziallebens bin ich ausführlich eingegangen in: Lemke, Freundschaft.

viviale Festmahle gehören, bei denen die üppige Ernte und die Früchte der gemeinsamen Arbeit feierlich zubereitet und verspeist werden.

Zwar ist die gastropolitane Gemeinschaftserfahrung zugleich zeitlich und sachlich beschränkt und als Projekt temporär, also unverbindlich und mit offenem Ende, doch wegen der kontinuierlichen und an sich dauerhaften Sorge um die Pflanzen und um den Erhalt des Gartens ist die soziale Begegnungsart durchaus auf eine beständige emotionale und persönliche Verbindlichkeit angelegt. In dieser Kombination aus ebenso verbindlichen wie unverbindlichen Motiven des »sozialen Projekts« bildet das Gärtnern eine neue »Form urbaner Kollektivität«. ¹³ Dass sich durch die Gartenprojekte zeitgemäße Formen von Kollektiven und freien Vereinigungen herausbilden, erklärt auch, weshalb traditionelle kleingärtnerische Vereinsstrukturen und satzungsähnliche Formalisierungen des Miteinanders so minimal wie möglich gehalten werden: An die Stelle von sozialer Zwangspräsenz und Vereinsmeierei treten idealerweise offene Strukturen und vielseitige Vernetzungen.

Während in der Heterotopie der städtischen Räume die zwischenmenschlichen Begegnungen und sozialen Situationen meistens fremdbestimmt strukturiert sind (durch Verkehrsstraßen, Bahnhöfe, öffentliche Plätze) oder spezifisch definiert sind durch privatisierte Räume des Konsums (Kneipen, Einkaufshallen, Fußgängerzonen), stehen soziale Gärten für die Utopie einer projektbasierten, für jeden offenen demokratischen Polis. ¹⁴ Den Beteiligten geht es um die gemeinsame Polis im Sinne einer gemeinsamen Sache, der *res publica*: Um das Projekt des gemeinschaftlichen Gärtnerns und um die gemeinsame Anwesenheit als so Tätige. Das Gemeinsame ist hier nicht der demokratisch regierte Staat oder die parlamentarisch verfasste Stadt im Sinne des altgriechischen Polis-Stadtstaats Athen. Gleichwohl ist jeder Gemeinschaftsgarten, ähnlich wie der Staat oder die Stadt als politisches Gemeinwesen, eine praxisbasierte Polis: Ein gastropolitane Gemeinwesen, insofern das Gemeinsame von den Beteiligten gleichberechtigt miteinander gestaltet, selbstverwaltet organisiert und kollektiv bewirtschaftet wird.

Man sollte sich, wie gesagt, kein falsches Bild von Athen, der klassischen Polis und der demokratischen Stadt par excellence machen: Zu Zeiten des Sokrates waren die meisten der Polis-Bewohner Stadt-Bauern. Xenophon beschreibt in seiner Abhandlung *Oikonomikos oder vom Hauswesen* ihre alltägliche Subsistenzarbeit sehr anschaulich. ¹⁵ Viele Bürger Athens besaßen einen Garten beziehungsweise ein Stück Land und hatten es nicht weit zur Agora, um dort ihre selbsterwirtschaftete Ernte zu verkaufen und sich bei dieser Gelegenheit

13 | Werner, Eigensinnige Beheimatungen, 56.

14 | Zum Begriff der praxis- oder projektbasierten Polis, freilich in einem anderen Kontext und Sinne verwendet, siehe: Chiapello/Boltanski, Der neue Geist des Kapitalismus.

15 | Vgl. Xenophon, *Oikonomikos oder vom Hauswesen*.

auch noch an philosophischen Diskussionen (etwa mit Sokrates) und der einen oder anderen politischen Abstimmung zu beteiligen.¹⁶ An der Tatsache, dass sich die im Alltag praktizierte, radikale Demokratie des politischen und sogar des philosophischen Lebens inmitten des urbanen Treibens eines öffentlichen Marktplatzes abspielte, störte sich fatalerweise ein reicher Athener, der zugleich ein nicht unbedeutender Kopf der griechischen Gesellschaft war: Aristoteles, der wohl einflussreichste Theoretiker in Sachen Polis-Demokratie und Politik.¹⁷ Während seine Mitbürger ihre Agora wegen der einzigartigen Mischung aus Nahrungsmitteln, Politik und Philosophie liebten, forderte Aristoteles separate Orte für den Essensmarkt und die politische Versammlung: Seine Philosophie trennte ein für alle Male das inhärente Zusammenspiel von Landwirtschaft und Stadt, Küche und Demokratie, Politik und Essen, Philosophie und gutem Geschmack (gr. *Sophia*).

Doch es gibt keinen Grund, an dieser Philosophie und ihrem Politikverständnis weiter festzuhalten. Mit Blick auf die Geistesverwandtschaft zwischen der Polis-Praxis der athenischen Demokratie und jener Art von Souveränität, für die soziale Bewegungen der Gegenwart kämpfen, gibt der politische Gastrophil Raj Patel den Wahlspruch aus: »Man muss kein Athener sein, um Demokratie zu praktizieren«.¹⁸ Fest steht: Urbanes Gärtnern ist *per se* politisch. Nicht einfach deshalb, weil es sich in der Stadt, der Polis, abspielt. Auch beschränkt sich das Politische daran nicht auf die Tatsache, dass Nahrungsmittel in einer ethisch und politisch guten Weise produziert werden. Der formale, politologische Grund dafür, warum ich die Aktivitäten einer urbanen Landwirtschaft als ein politisches Gärtnern bezeichne, hängt vor allem damit zusammen, dass es auf einer demokratischen Praxis des gleichberechtigten Besprechens, Aushandelns und Entscheidens basiert. Jeder vertritt sich selbst; Selbstbestimmung und Souveränität meinen hier unter dem Aspekt des sozialen Miteinanders Mitbestimmung und Teilhabe. Deshalb gilt: »Die Antwort auf die Frage, ob Gärtnern Politik sein kann, fällt in einem erstaunlich umfassenden Sinne positiv aus. Der und die Einzelne erfährt sich als sinnlich und sinnvoll handelnde Person, deren Einsatz unmittelbar verändernde Wirkung zeigt, im Gegensatz zum Ohnmachtsgefühl der Politikverdrossenheit. Gärtnern kann eine andere Werterhaltung lehren und zu einer Sozialisierung gegen die Angst vor Knappheit beitragen sowie gegen den damit verbundenen Egoismus des ausschließenden Habenwollens«.¹⁹

Die gastropolitane Praxis stellt eine Erscheinungsform jenes politischen Handelns dar, um dessen philosophische Reflexion sich als Erste Hanna Arendt

16 | Vgl. Steel, *Hungry City*, 120ff.

17 | Vgl. Aristoteles, *Politik*, 1331b.

18 | Patel, *The Value of Nothing*, 238.

19 | Bennholdt-Thomsen, *Ökonomie des Gebens*, 258.

bemüht hat. Diese politische Dimension im engeren Sinne kommt in der gegenwärtig verfügbaren Literatur zum Urban Gardening bislang wenig zur Sprache. Doch es braucht ein solches grundbegriffliches Instrumentarium, um das politische Wesen des urbanen Gärtnerns zu erfassen. Umgekehrt hilft eine theoretische Auseinandersetzung mit dieser Praxis der politischen Philosophie, das Wesen des Politischen genauer zu fassen und richtig zu denken. Bezeichnenderweise sucht man aber unter den aktuellen Positionen und Theorien der politischen Philosophie vergeblich nach einem Verständnis des Politischen, welches auch das politische Wesen des urbanen Gärtnerns umfasst.²⁰ Erst mit dem Konzept einer politischen Ethik von unten, einer Subpolitik oder Parapolitik, einer Alltagspolitik des souveränen Selbst, einer kulturellen Politik des Gutlebens werden politische Realitäten und Aktivitäten wahrnehmbar, die jenseits eines eingeschränkten (Außen-)Blicks auf ›die Politik‹, die obrigkeitliche Politik der Politiker, Parteien, Parlamente, Regierungen, Städte und Staaten das gesellschaftliche Geschehen beeinflussen.²¹

Indes sollten wir nicht einen häufig begangenen Fehler wiederholen und in der demokratischen Polis der Gartengemeinschaft das sozialutopische »Modell einer besseren Gesellschaft« sehen wollen.²² Die politische Geschichte kennt eine lange Reihe von sozialen Experimenten kommunaler oder kommunistischer Lebensgemeinschaften, deren Programm darin bestand, dass alle sich selbst versorgen und über alles gleichberechtigt mitbestimmen sollten. Als erste und sicherlich berühmteste Kommune der abendländischen Geschichte sticht ›der Garten Epikurs‹ heraus.²³ Mehr als jedes andere Beispiel lehrt uns die Philosophie der epikureischen Gartenkommune, dass die urbanen Gemeinschaftsgärten der Gegenwart gerade nichts mit dem Rückzug aus dem gesellschaftlichen Ganzen in eine idyllische Parallelwelt oder mit der Weltflucht einer apolitischen Landkommune gemeinsam haben, gleichwohl aber eine echte utopische Bedeutung besitzen.

Dafür ist es freilich hilfreich, zu wissen, dass der griechische Ausdruck ›Utopie‹ in seinem altgriechischen Wortstamm *topoi* (Örter), *topos* (Ort) zwar eindeutig bestimmbar ist, aber wegen der uneindeutigen Sprechweise seines ersten Phonems *Ou-* oder *Eu-* zwei grundverschiedene Bedeutungen haben kann. Einmal kann die Utopie, wie üblich, für den *Nicht-Ort* oder die *Outopie* eines nicht existenten Ideals einer guten Gesellschaft außerhalb oder jenseits des realen Daseins stehen. Im grundsätzlichen Widerspruch dazu kann mit Utopie aber auch ein *Ort des Guten* oder *Wohlseins* und die *Eutopie* der realpoliti-

20 | Vgl. Bröckling/Feustel, Das Politische denken; Hausknöth, Stadt denken.

21 | Vgl. Beck, Die Erfindung des Politischen; ders., Kosmopolitismus.

22 | Müller, Urban Gardening, 24.

23 | Vgl. Harrison, Die Gartenschule Epikurs; Lemke, Genealogie des gastrosophischen Hedonismus.

schen Orte und Gemeinplätze eines täglich gelebten Lebens des den Menschen möglichen Wohls gemeint sein.²⁴ Entsprechend kritisiert Marx die Gartenstadt-Pläne der früheren Utopisten zu Recht als »philanthropische Luftschlösser« oder Alternativkommunen im Kleinen, denen die sozialen, kulturellen und ökonomischen Voraussetzungen ihrer globalen Verbreitung und permanenten Verwirklichung fehlten.²⁵ Diese Kritik lässt sich aber auf das Gespenst der gastropolitischen Bewegung und deren kosmopolitische Realpolitik nicht anwenden. Diese entwächst – durchaus in Übereinstimmung mit den wichtigen Einsichten des Kommunismuspropheten und utopischen Denkers Karl Marx – dem gesellschaftlichen Nährboden einer durchkapitalisierten Welt. Die heterotopischen Keimzellen und Eutopien urbaner Gemüseärten leben vom globalen Kampf um die Zukunft sowohl der Stadt als auch des Landes. Sie gedeihen durch die existenziellen Widerstände und zivilen Kräfte, die durch die weltweite Verstädterung und der damit verbundenen Lebensweise entstehen und Tag für Tag größer werden.

STRUKTURWANDEL DER ÖFFENTLICHKEIT

Von dem französischen Marxisten Henry Lefèbvre, der den Prozess der Verstädterung als erster Philosoph kritisch reflektierte, stammt die grundbegriffliche Differenzierung zwischen Stadt als »Raum« und Stadt(-leben) als »urbaner Praxis«.²⁶ Die Tatsache, dass Lefèbvre die Stadt zu einem neuen Grundbegriff des sozialphilosophischen Denkens aufwertet, bedeutet zugleich eine ideologische (Selbst-)Befreiung der modernen Gesellschaftstheorie aus ihrer selbst gemachten kategorialen Verengung: Seit Hegel und über die prominente Weiterentwicklung der Hegel'schen Dialektik durch die kritische Theorie von Marx und der Frankfurter Schule sowie ihre vagen Fortentwicklungen bis in die Gegenwart hinein wird der philosophische Diskurs von einem strikt dreidimensionalen Perspektivismus aus Individuum-Gesellschaft-Staat oder Variationen dieser Dreifaltigkeit dominiert. Dieses sozio-ontologische Koordinatensystem bildet die konzeptuellen Prämissen und Bezugsgrößen des philosophischen Denkens, mit der weitreichenden Konsequenz, dass diese die theoretischen Beschreibungen des Sozialen und dessen Konstitutionsmechanismen unhinterfragt präfigurieren. Doch diese Denktraditionen und Denkgewohnheiten verlieren langsam an Plausibilität und Anhängern. Analog zu neueren philosophischen Bemühungen, etwa seitens der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour oder einiger aktueller Ansätze zu einer performativen oder praxologi-

24 | Zu dieser Differenzierung siehe: Schmidt, Utopie als Vermarktung.

25 | Marx/Engels, Das Manifest der Kommunistischen Partei, 491.

26 | Vgl. Lefèbvre, Die Revolution der Städte; ders., Die Stadt im marxistischen Denken.

schen Gesellschaftstheorie, unternimmt Lefèbvres Stadtphilosophie bereits in den 1960er und 1970er Jahren den Versuch, die kategorialen Grundlagen eines neuartigen und zeitgemäßen Verständnisses der gesellschaftlichen und speziell der städtischen Seinswirklichkeiten zu schaffen.

Mit dieser grundbegrifflichen Unterscheidung zwischen Stadt als Raum und Stadt(-leben) als urbaner Praxis bietet Lefèbvres Philosophie ein theoretisches Werkzeug an, das die genuine Urbanität und Wirklichkeit der gastropolitischen Praxis begreifbar macht und deren Bedeutung für das städtische Leben programmatisch zur Geltung zu bringen hilft. (Wobei hier nicht der Platz ist, die Folgen zu diskutieren, die dadurch entstehen, dass Lefèbvre selber diese zwei sich sachlich ergänzenden, aber analytisch auseinanderzuhaltenden Betrachtungsweisen tendenziell mit dem Begriff des ›produzierten Raums‹ konfundiert,²⁷ weshalb unter jenen, die sich wie Architekten, Stadtplaner oder Stadtforscher theoretisch und beruflich mit Stadt beschäftigen, nach wie vor ein raumzentriertes Stadtverständnis vorherrscht.)²⁸ Wenn es gelingt, sich unter Stadt nicht nur räumliche Strukturen von Bauten und Straßen oder politische Planung von oben vorzustellen, sondern Stadt auch als die urbane Praxis ihrer Bürger, als Realität und Resultat des alltäglichen Lebens aller Stadtbewohner zu denken, dann fällt es erheblich leichter, das soziale Gärtnern als eine solche Aktivität des öffentlichen Stadt-lebens wahrzunehmen und als Bestandteil einer demokratischen Alltagskultur wertzuschätzen. Denn die Einsicht der performativen oder praxologischen Dimension des Urbanen stellt auch die üblichen Begriffe von öffentlichem Leben und urbaner Öffentlichkeit in ein anderes Licht.

Häufig wird Öffentlichkeit mit der ›bürgerlichen Öffentlichkeit‹ gleichgesetzt. Es liegen einschlägige philosophische Theorien zum gesellschaftlichen Charakter und zum historischen Strukturwandel dieses Typus von der Öffentlichkeit vor – beispielsweise von Jürgen Habermas als prominentester Stimme.²⁹ Doch der vertraute Fokus auf die bürgerliche Öffentlichkeit nimmt ausschließlich die Publizität der öffentlichen Meinung in den Blick, die im Laufe der letzten zweihundert Jahre durch journalistische Massenmedien wie Zeitungen, Fernsehen und neuerdings Internet zu einem wesentlichen Machtinstrument der politischen Demokratie geworden ist. Demgegenüber verwirklicht sich in urbanen Gärten eine andere Form des öffentlichen Lebens. Deren Aktivitäten wirken sich weit stärker auf das lokale Stadtleben und die publike Präsenz der Menschen vor Ort aus. Die Urbanität des öffentlichen Gärtnerns markiert den Beginn eines vergleichbar epochalen Strukturwandels der poli-

27 | Vgl. von Dürkheim, Untersuchungen zum gelebten Raum.

28 | Vgl. Beyes/Libeskind, Die Stadt als Perspektive; Borries/Böttger/Heilmeyer, Besessere Zukunft?; Häußermann/Läpple/Siebel, Stadtpolitik.

29 | Vgl. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit; ders., Zur Vernunft der Öffentlichkeit.

tischen Öffentlichkeit wie der zunehmende Gebrauch von internetbasierten Kommunikationstechniken. Freilich mit dem Unterschied, dass es sich bei der Öffentlichkeit, die durch soziales Gärtnern im städtischen Raum entsteht, nicht nur um die Kommunikationsgemeinschaft einer virtuellen Telepolis handelt, sondern – parallel dazu – um ortsspezifische Gemeinschaften einer lokalen Gastropolis *in real life*. Diese erdverbundene und praxisbasierte Polis aktiviert und kultiviert einen Kosmopolitismus der transnationalen und transkulturellen Realpolitik; von ihm kann man tatsächlich sagen, »Wurzeln und Flügel zu haben: Provinzialismus verbunden mit dem Erfahrungsschatz gelebten, partikularen Weltbürgertums«.³⁰

Für alle, die in der Öffentlichkeit des urbanen Raums Gemüse anbauend tätig sind, wird Stadt im wahrsten Sinne des Wortes zu einem physischen Teil ihres Selbst. Stadtbewohner oder *citadin*, wie Lefèbvre sie in Abgrenzung zum Staatsbürger oder *citoyen* nennt, sind wir nicht schon einfach dadurch, dass unsere Wohnung in einer Stadt oder innerhalb eines städtischen Territoriums liegt. Über den privaten Wohnraum hinaus erweitert, kann öffentliches Leben, wie etwa das öffentliche Gärtnern, zum konstitutiven Bestandteil des eigenen städtischen Wohnens werden. Weil das so sein kann, überwindet die gastropolitane Praxis die herkömmliche Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre und verwandelt die Stadt in einen erweiterten Wohnraum. Aus der »grundlegenden heimischen Bewegungsform« einer derartigen Erweiterung des eigenen Lebensraums resultiert das, was man als die Wohnlichkeit einer Stadt bezeichnen könnte. Der Phänomenologe Hermann Schmitz zeigt, dass das Gefühl des Heimischseins daher auch das »Wohlbefinden, in einer Stadt wie zu Hause zu sein«, umfassen kann.³¹ Im eigentlichen, stadtphilosophischen und keineswegs metaphorischen Sinne sind urbane Gemeinschaftsgärten folglich heimische Wohngemeinschaftszimmer unter freiem Himmel. Nicht allein in dem Aspekt der kollektiven Produktion und Aneignung von öffentlichem Wohn- oder Lebensraum ist der Grund zu suchen, warum sich mit einer massenhaften Verbreitung der gastropolitane Lebenspraxis ein weiterer folgenreicher Strukturwandel der städtischen Öffentlichkeit vollzieht. Gleichwohl sollte einem nicht entgehen, dass sich durch diese Aneignung auch unscheinbare Widerstandspraktiken und am Gemeinwohl orientierte Alternativen zur neo-liberalen Privatisierung von städtischen Räumen und öffentlichem Grundbesitz breitmachen.

30 | Beck, Politik der Globalisierung, 29-75.

31 | Schmitz, Heimisch sein, 14.

GÄRTNER ALS AKTEURE AUF DER BÜHNE DER STADT

Denken wir die Stadt nicht nur als Ansammlung von Gebäuden und Straßen, sondern auch als Praxis eines öffentlichen Lebensvollzugs, dann gewinnt der inhärente Zusammenhang zwischen Öffentlichkeit und Identität, zwischen öffentlichem Stadt-leben und tätigem Selbst-sein an Bedeutung als Kriterium, warum die Stadt ein Ort des Gut-lebens sein kann. Die Kohärenz dieses Zusammenhangs bildet die politisch-philosophische Idee des Gemüsegartens als einer öffentlichen Bühne. Freilich kehrt diese Idee die in der Geschichte des politischen Denkens und Regierens perfektionierte Herrschaftslogik eines ›von oben‹ inszenierten Volksvergnügens um: Als eine Widerstandspraxis ›von unten‹, die im Zweifelsfall nicht um Erlaubnis bittet, sondern durch eine Philosophie der Tat soziale Fakten schafft, produziert das politische Gärtnern einen demokratischen Freiraum, indem es im öffentlichen Stadtraum eine Art von wandernder, nomadisch bewegter, sich wild und unkontrolliert fortpflanzender, rhizomatisch ausweitender und kunterbunter Volksbühne errichtet.

Auf dieser Gegenbühne treten Akteure auf, um ihr gemeinsames Stück aufzuführen, ähnlich wie Schauspieler auf die Bühne treten, um ein Theaterstück zu inszenieren. Akteure zeigen auf der Schaubühne ihres gemeinsamen Aktionsraums, wie und wer sie selbst in ihrem Tun als so tätige und politisch souveräne Selbst-e sind. Wie und wer sie sind, hängt von dieser freien Selbst-Inszenierung ab und nicht von den üblichen fremdbestimmten, fremd auferlegten, aufgezwungenen und durch und durch konventionellen Identitätszuschreibungen, welchen Beruf, welches Einkommen, welches Geschlecht, welche Herkunft und Familienverhältnisse, welches Alter und dergleichen Auszeichnungen eines bürgerlichen Daseins und Schicksals jemand besitze.

Sich selbst in seiner selbstbestimmten und selbstgebastelten Identität als tätiges Selbst öffentlich zu inszenieren – diese urbane Freiheitspraxis hat der amerikanische Stadttheoretiker Richard Sennett versucht, mithilfe einer »Theorie des öffentlichen Ausdrucks« philosophisch zu beschreiben.³² Sennett analysiert in seiner groß angelegten Studie zum *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*, wie mit dem Untergang der höfischen Gesellschaft des Ancient Régime und parallel zum historischen Aufstieg der bürgerlichen Gesellschaft der Moderne ein Verfallsprozess in Gang kommt, der schließlich damit endet, dass die gesellschaftliche Bedeutung der Öffentlichkeit als Szenerie eines intersubjektiven Handelns und performativen Selbstausdrucks nahezu vollständig verloren geht. In der modernen »Tyrannei der Intimität« wird, wie Sennett rekonstruiert, die »Privatsphäre« der eigenen vier Wände oder des eigenen Schrebergartens des in sich zurückgezogenen bürgerlichen Subjekts zum Inbegriff der persönlichen Identität und deren gelückten Konstruktion. Um unser kulturelles Selbstver-

ständnis aus diesen historischen Vorgaben zu befreien, erinnert Sennett an die klassische Shakespeare'sche Vorstellung von der ›Welt als Theater‹: Die politische Ästhetik des *theatrum mundi* ging von der Gleichsetzung von städtischer Öffentlichkeit und performativer Bühne, von Alltagshandeln und Selbstinszenierung aus.

Der Grundgedanke dieser Gleichsetzung geht auf die Erfahrung zurück, dass die Begegnung einander fremder Menschen in sozialen Räumen und Situationen wie beispielsweise bevölkerten Straßen, Fußgängerzonen, Marktplätzen oder eben Gemeinschaftsgärten das Stadtleben ausmacht. Alles, was eine Person vom anderen weiß und von anderen Personen wahrnimmt, »hängt davon ab, wie sie sich in der Situation selbst verhält – von ihrer Sprache, ihrer Gestik, ihren Bewegungen, ihrer Kleidung und davon, wie sie zuhört.«³³ Richard Sennett kommt zu dem Schluss: »Die Stadt ist eine Ansiedlung von Menschen, in der sich solche Inszenierungsprobleme mit hoher Wahrscheinlichkeit immer wieder ergeben.«

In öffentlichen Interaktionen, wie etwa dem sozialen Gärtnern, ergeben sich permanent solche Inszenierungsprobleme beziehungsweise solche Freiheiten der Selbst-Inszenierung. Dies hängt damit zusammen, dass die Akteure einer Gartengruppe trotz ihres allmählich vertrauter werdenden Umgangs und ihrer möglicherweise sogar freundschaftlichen Beziehungen dennoch dauerhaft einander Fremde bleiben. Aber sie erfahren diese gemeinsame Fremdheit und Freiheit der Selbst-Bestimmung nicht als einen Mangel an privater Nähe, weil die intime Bekanntheit sowie das Wissen um die persönliche Geschichte und die berufliche, familiäre usw. Identität der Beteiligten für das Gelingen des gemeinsamen Tuns keine Rolle oder nur zu einem gewissen Grade eine Rolle spielen und oft sogar bewusst niemanden interessieren – um der Freiheit der Selbstinszenierung willen. Gleichwohl kann ein programmatisches Interesse an Fremden durchaus zum eigentlichen Zweck eines Gartenprojekts gemacht werden. Dies ist sogar in zahlreichen Interkulturellen Gärten der Fall, wo sich Menschen aus fremden Kulturkreisen und Ländern mit Einheimischen zusammentun. Tatsächlich tritt in diesen Gartengemeinschaften das sozial-integrative Wesen der gastropolitischen Praxis am deutlichsten hervor.³⁴ Bereitwillige Hilfe und offener Gastfreundschaft ebenso wie die Schwierigkeit, mit der Andersheit des fremden anderen umgehen zu lernen, verleihen den Interkulturellen Gärten eine besondere Qualität und machen sie zu unschätzbaren Übungsfeldern eines pluralistischen, kosmopolitischen Stadtlebens. Freilich verlangt selbst dieser multikulturelle Kosmopolitismus nicht, dass Menschen, die sich um einen gemeinsamen Garten und darüber hinaus freundlich umeinander

33 | Ebd., 61.

34 | Vgl. Müller, Wurzeln schlagen in der Fremde.

kümmern, wirklich enge Freunde sein müssen.³⁵ Letztlich können sie sich einander Fremde bleiben – aus Urbanität.

Für die Aktivistinnen und Akteure auf der städtischen Bühne des gemeinsamen Gemüseanbaus ergibt sich die »urbane Qualität« (Sennett) ihrer öffentlichen Interaktion aus der schlichten Tatsache, dass ihre persönliche Identität, also die Konstruktion, wie sie selbst sind, und die Baustelle, was sie selbst sind beziehungsweise was sie einander als ihr Selbst erfahren, wesentlich davon abhängt, wie sie sich in der Situation selbst verhalten und *in praxi* ihr tätiges Selbstsein in Szene setzen. So bringt die praxisbasierte Polis eines gemeinsamen Gärtnerns und einer performativen Selbstverwirklichung im politisch-ethischen Umgang mit anderen (anderen Menschen, Pflanzen, Tieren, Dingen) überall, wo derartige Poleis entstehen und glücken, gastropolitane Urbanismus hervor. Folglich gedeiht auch dieses gute Stadt-leben nur mit reichlich freier Zeit und bei langsamem Wachstum – oft in radikaldemokratischem Schnecken-tempo.

Obleich die Akteure der urbanen Landwirtschaft das, was sie tun, nicht für ein Publikum tun, wie Schauspieler und darstellende Künstler zum Zweck einer bezahlten Unterhaltung, ist ihre urbane Praxis doch ein öffentliches Leben *coram publico*, welches vor den Augen des städtischen Publikums und inmitten der (medialen Welt-)Öffentlichkeit stattfindet. Das Publikum erfährt dank dieser sozialen Räume und Bühnen von der möglichen Praktikabilität sowie von der realen Gegebenheit eines kostenlosen und für alle offenen Zugangs zu solchen alltäglichen Szenerien und eutopischen Orten eines guten Stadt-lebens. Gastropolitane Orte und Gemeinplätze erleichtern die Begegnung von Fremden, und ihre Nahbarkeit lädt zum Auftritt und Aufenthalt von Anwohnern und Nachbarn ein. Dort kann sich jeder davon überzeugen, dass ein anderer Umgang mit Natur und Gemüse, mit Land und Stadt, mit Politik und Essen, mit anderen und sich selbst durchaus machbar ist.

GENTRIFIZIERUNG ODER WAS GASTROPOLITEN ADELT

Durch das gastropolitane Leben entstehen heute vielerorts Paradiese, die der Stadtgesellschaft eine neue und in sozialer, kultureller, kulinarischer, ökonomischer, ökologischer, politischer und urbanistischer Hinsicht äußerst vielseitige und allemal lebenswerte und zukunftsweisende, kurz: eine ethische Entwicklungsperspektive geben. Weltweit ereignet sich damit vor allem eins: eine Aufwertung der Stadt, ihrer Böden, ihrer Lebensräume und ihrer Lebensqualität. Weil das so ist, muss man sehr aufmerksam beobachten, ob die Leute und Ak-

35 | Vgl. Appiah, Der Kosmopolit; Heldke, Urbanes Gärtnern und die Erzeugung von Gemeinschaft.

teure jene Stadtteile und urbane Areale belagern und für sich beanspruchen, welche andernfalls kommerzieller Verwertung, lebloser Versiegelung und planmäßiger Eingliederung in das kapitalistische Fremdversorgungssystem unterlägen, und ob die Leute und Pioniere, die stattdessen alles in kleine Utopien eines besseren Stadt-lebens verwandeln, keine Gentrifizierungsprozesse auslösen? Darunter versteht der aktuelle Diskurs des Urbanismus kritische Vorgänge einer allmählichen Aufwertung von häufig vernachlässigten innerstädtischen Wohn- und Lebensräumen durch den Zuzug von freischaffenden Künstlern oder anderen Lebenskünstlern und kreativen Kleinkünstlern. Vergleichbar sind derartige, im Alltag schleichenden und in ihrer Folge umso radikaleren Veränderungen und Umstrukturierungen des stadtgesellschaftlichen Lebens mit jenen historischen Prozessen in englischen Städten, die ihrer Bezeichnung zu grunde liegen.

Der Begriff Gentrifizierung leitet sich von *Gentry* ab, dem englischen Wort für Menschen von vornehmer Herkunft (*of gentle birth*), und bezieht sich ursprünglich auf den niederen Adel oder die gehobene Bürgerschaft. Während der frühen Industrialisierung Englands trug die Gentry maßgeblich zur Landflucht bei, die damals massenhaft einsetzte: Der Adel bemächtigte sich der ländlichen Allmenden, die zuvor im Allgemeinbesitz waren. (Karl Marx, der diese Dinge bekanntlich mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, sah in diesen dramatischen Ereignissen die historische Voraussetzung und »ein allgemeines Gesetz der kapitalistischen Akkumulation«.) Diese Vertreibung zwang die bäuerliche Bevölkerung in die Städte zu ziehen, in der Hoffnung auf Fabrikarbeit und Behausung. Damit hatten die ersten Gentrifizierer ihren Anteil an dem rasanten Wachstum der englischen Städte, in denen sich dadurch das Proletariat samt urbaner Volkskultur bildete. Schließlich führte die englische Geografin Ruth Glass 1964 den Begriff Gentrifizierung in die Stadtforschung ein, um die nun entgegengesetzte Aufwertung und Umstrukturierung von Arbeiterstadtteilen Londons durch die Rückkehr der reichen Mittelschicht und bürgerlichen Boheimens zu beschreiben, die diese Prozesse auslösten.

Sicher tritt heute kein Gartenprojekt und keiner der neuen Stadtbauern und politisch Souveränen, deren Herkunft vielfach das Milieu des neuen Proletariats oder Prekariats ist, mit der Absicht an, die Immobilien und den Kapitalwert ihres Umfeldes steigern zu wollen. Im Gegenteil sind ihre Aktivitäten zumeist von dem guten Willen und der widerspenstigen Vorstellung motiviert, die eigene Lebenswelt und die Lebenswelt anderer besser und schöner zu machen. Nehmen wir einmal an, es ist wahr, dass »edles Tun«, das »Schönes und Gutes« bewirkt, ursprünglich den wahren »Adel« auszeichnete und nicht etwa bloßes Geld oder angeborener Reichtum und vornehme Herkunft. Dann kommt mit Künstlern und Künstlerinnen und denen, die unsere Städte zu sozialen Gärten im Sinne des Gemeinwohls »veredeln«, eine Art »neuer Gentry« oder neuer urbaner, weltgewandter, theatraler und politisch-ethisch ehramtlich wohlthätiger

›Kleinadel‹ in die Innenstädte zurück, der an jeder Ecke durch seine kulturelle Arbeit Gutes und Schönes tut. Zumal die kultivierende, Agri- und Stadtkultur schaffende Wühlerei in dreckiger Erde jeden »Gärtner adelt«.³⁶

Unter gewissen Bedingungen kann diese Gentrifizierung der anderen Art aber durchaus bedeuten: Je erfolgreicher die edlen Gärtner sind, desto mehr entziehen sie sich die eigene Existenzgrundlage. Dies war in der Entwicklung der ersten Gemeinschaftsgärten in New York City der Fall. Ihr Erfolg setzte in den 1980er und 1990er Jahren einen Aufwertungsprozess in Gang, der zur Folge hatte, dass zahlreiche Gartengrundstücke der einst städtebaulich vernachlässigten Gebiete von der städtischen Regierung verkauft wurden. Die dort lebenden einkommensschwächeren Anwohner, wozu in der Regel auch die Gartenaktivisten gehörten, begannen mitsamt der landwirtschaftlich genutzten Flächen und der sozialen Räume, deren wertvolle Existenz sie selbst geschaffen hatten, von einkommensstärkeren Gruppen, wenig vornehmem Geldadel und kreativen Neureichen (Yuppies) verdrängt zu werden. Doch die Gastropoliten New Yorks haben in den darauf folgenden Jahren auch gegen diese unbeabsichtigten und unerwünschten Folgen ihrer an sich lebenswerten und Werte schaffenden Widerstandspraxis weiteren Widerstand von unten geleistet: Mit einer breiten Unterstützung in der Bevölkerung entfachte erneut ein »Kampf um den Erhalt der Gemeinschaftsgärten, der bis heute nicht abgeschlossen ist«.³⁷

Ihr Beispiel lehrt: Gentrifizierung fällt nicht vom Himmel, obgleich sie doch von oben kommt. Denn wenn eine Stadt will, kann sie politisch gegen unerwünschte Verdrängungsprozesse angehen und einiges für die Verwandlung von schlecht regierten Orten in demokratische Hochburgen und Gemüsegärten tun. Die Frage ist, welches politische Selbstverständnis eine Stadt regiert und wem sie gehört: Will sie ein kapitalistisches Unternehmen sein, das alles dem neoliberalen Diktat ökonomischer Gewinne unterwirft und nur Standortpolitik im globalen Wettbewerb der Metropolen kennt, dann gehört sie, wie üblich, nur den wenigen oberen Zehntausend. Oder sorgen die städtische Politik und das politisch erkämpfte oder kultivierte Stadt-leben für ein Gemeinwesen, dem es ums Wohl aller geht? Das wäre eine Stadt für alle.³⁸

Es liegt auf der Hand, dass öffentliche Finanzbehörden nicht gezwungen sind, als Preistreiber mit städtischem Besitz zu spekulieren und kurzfristig Gemeingüter für schnelles Geld privatisieren zu müssen. Ebenso kann kommunale Immobilien- und Wohnungspolitik vorhandene Instrumente nutzen, um Mietpreise niedrig zu halten und rechtlich durchzusetzen, dass eine anwohnerfreundliche Nutzung möglich wird oder die soziale Zusammensetzung eines Stadtteils erhalten bleibt und gegebenenfalls dort einkommensschwache Haus-

36 | Würth, Gärtner, 102.

37 | Meyer-Renschhausen, Unter dem Müll der Acker, 158.

38 | Vgl. Twickel, Gentrifidingsbums oder eine Stadt für alle.

halte ›unter Schutz gestellt‹ werden. Freilich verrät der Gentrifizierungsdiskurs seinen kritischen Geist an einen gesellschaftstheoretischen Provinzialismus, wenn er außer Acht lässt, dass seine gesamtgesellschaftliche Perspektive weniger Fragen einer neoliberalen versus einer partizipatorisch-demokratischen Stadtpolitik betrifft als vielmehr Forderungen einer umfassenden Politik der sozialen Gerechtigkeit.

Städtische Entwicklungsprozesse, die zu einer aufgewerteten lebenswerten Stadt führen, oder steigende Mieten, die für bessere Wohnverhältnisse sorgen, erzeugen nur dann negative Gentrifizierungsspiralen, wenn sie die finanziellen Mittel ihrer Bewohner übersteigen. Der vorherrschende Umstand, dass ein Teil der Bevölkerung, gerade jene Gruppe der ökonomisch Prekarisierten wie Künstler, Überlebenskünstler und ärmere Haushalte, nicht in der Lage ist, mit dem allgemeinen Anstieg des Lebensstandards und den höheren Unterhaltskosten mithalten zu können, ist hier das eigentliche Unrecht. Ein gesellschaftliches Unrecht, das nicht so sehr ein Recht auf Stadt als mehr soziale Gerechtigkeit verlangt. Diese Forderung aber ließe sich in Anbetracht des gesellschaftlichen Reichtums politisch allenthalben erfüllen, wie so vieles andere, sofern es von allen gewollt wäre.

UNTERENTWICKELTE STADTENTWICKLUNGSPOLITIKEN

Doch bislang dominiert in den allermeisten Städten, Rathäusern und kommunalen Regierungskreisen weiterhin *business as usual* und keinerlei Bewusstsein von den heilsamen Kräften eines urbanen Lebens inmitten von Gemüse, Obst, Kräutern, Getier und anderen Stadtbewohnern. Beispielsweise legte die Landesregierung der deutschen Hauptstadt unlängst Pläne vor, ein Fünftel ihrer Kleingärten der Haushaltssanierung durch Bodenverkauf zu opfern. Die Freie und Hansestadt Hamburg, meine Heimatstadt, hat für das Jahr 2013 international ausstrahlende Projekte einer ›weitsichtigen‹ Stadtentwicklungspolitik angekündigt und finanziert zu diesem Zweck eine Internationale Bauausstellung (IBA Hamburg) in Verbindung mit einer Internationalen Gartenschau (igs Hamburg). Beide imagewirksamen Großprojekte wollen für den lange vernachlässigten Stadtteil der Elbinsel Wilhelmsburg, der einen höheren Anteil an arbeitslosen, einkommensschwachen und migrantischen Einwohnern hat, eine bessere Zukunft schaffen. Nur wie soll das geschehen, wenn dabei urbane Landwirtschaft und multikulturelle Gartenaktivitäten keine nennenswerte Rolle spielen? Und das, obwohl vor Ort sogar derartige Initiativen schon existieren, die obendrein von dieser Politik der Masterpläne und PR-Maßnahmen teilweise

sogar vertrieben oder zerstört werden.³⁹ Wie hier und vielerorts lassen die immer noch fehlende oder unterentwickelte Anerkennung und Unterstützung der urbanen Agrikultur seitens der Politik und Stadtverwaltungen eine folgenreiche Unvernunft erkennen, die sich in politischem Unwillen nicht weniger als in gastrosophischem Unwissen versteckt.

Bisher ist bei Stadtplanern und Oberbürgermeistern nicht viel passiert, obwohl zahlreiche Aktivisten und einige Stadtforscher das Thema seit Jahren öffentlich verbreiten. Unter den elementaren Grundbedürfnissen des physischen Lebens – Luft, Wasser, Obdach und Nahrung – ist das lokale und selbst angebaute Essen das einzige, das kein programmatischer Gegenstand der Politik deutscher Städte und Kommunen ist. Auch auf Bundesebene fehlt hierzulande der politischen Führung die erforderliche Phantasie. Das zuständige Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz verfügt über keine Abteilung, deren Aufgabe es wäre, sich mit urbaner Landwirtschaft zu befassen. Ländliche Entwicklung wird hier gleichgesetzt mit Agrarpolitik für das Land; dass dabei auch an die Stadtentwicklung zu denken ist, liegt jenseits der behördlichen Vorstellungskraft. Dazu passt, dass kein entsprechendes Wissen gefördert wird.

An deutschen Universitäten sucht man vergebens nach Lehrstühlen, die angehende Agrarwissenschaftler, Agraringenieure und Landwirte auf die Besonderheiten städtischer Nahrungsproduktion vorbereiten. Kaum eine Landwirtschaftskammer hat Personal, das gezielt über urbanes Agrarwesen beraten könnte. Lediglich ein Bereich der Agronomie wurde in den letzten Jahren mit staatlichen Forschungsgeldern und Forschungsinstitutionen massiv gefördert: die Biotechnologie zur Manipulation der Pflanzengenetik. Weder die ökologische Nahrungserzeugung auf dem Lande noch die ökologische Landwirtschaft in Städten stehen auf der Liste von Subventionen und öffentlichen Förderprogrammen. Unterhält die Agrarpolitik der Europäischen Union eigene Förderprogramme für die gastropolitane oder die bäuerliche Agrikultur? Weiterhin fließen enorme Strukturfördermittel aus dem Agrarhaushalt der EU an dem städtischen Raum vorbei. Doch die Europäer müssen nicht länger an subventionierter Exportproduktion und globalem Freihandel als oberstem Ziel und höchstem Gut ihrer Wohlstandssicherung festhalten: Angesichts der Gefahr der globalen Nahrungskrise ist es höchste Zeit für eine gemeinsame Agrarpolitik, die für die notwendige Umstellung auf eine umweltverträgliche, kleinbäuerliche Nahrungsproduktion sorgt und sich für eine globale lokale Ernährungssouveränität einsetzt. Warum auch nicht?

39 | Vgl. Wüpper, Über Wilhelmsburger Wein und die zweite Vertreibung aus dem Paradies; Humburg, Wem gehört die Elbinsel?

HOFFNUNGSSCHIMMER UND WARUM SICH STADT NUR VON UNTEN GUT ENTWICKELN KANN

Aufgeweckte Stadtplaner und verantwortungsbewusste Stadtentwicklungspolitiker beginnen das gastropolitane Potenzial zu erkennen. So wird beispielsweise festgestellt: »Nachbarschaftsgärten eignen sich als Ausgangspunkt einer Quartiersentwicklung mit Bürgerbeteiligung, weil sie als Plattform funktionieren: Man trifft sich, man kommt ins Gespräch, man entwickelt Ideen und vielleicht auch gemeinsame Vorstellungen darüber, wie man im Viertel leben möchte.«⁴⁰ Damit sich urbane Lebens- und Speiseräume transformieren und sich ein radikal neues Urbanisierungsideal herausbilden kann, wird die Stadtpolitik die Impulse und Veränderungskräfte der gastropolitane Bewegung aufnehmen und verstärken müssen. Auch um internationale Beschlüsse zum Klimaschutz, zur nachhaltigen Stadtentwicklung und zur Bekämpfung städtischer Armut einzuhalten, kommen Metropolen gar nicht umhin, sich um das enorme Potenzial dieses neuartigen Urbanismus zu kümmern.

Schon ist zu beobachten, dass einige Stadtregierungen Programme aufleben lassen, die gezielt der Existenz und dem Zustandekommen von Gartenkollektiven und urbaner Landwirtschaft helfen. Vorreiter in den Städten der Ersten Welt ist das kanadische Toronto. Seit 1991 existiert dort ein *Food Policy Council*. Die Kanzlei für Ernährungspolitik verfolgt das Ziel, dass bis 2025 ein Viertel des Obsts und Gemüses in der Stadt angebaut werden soll. In der Hauptstadt Englands sorgt seit einiger Zeit ein offizieller *Chair of London Food* dafür, dass lokale Nahrungsproduktion im Herzen dieser Mega-City stattfinden kann. Ähnlich gehören das Programm der brasilianischen Stadt Belo Horizonte, die ihren Bürgern das Recht auf gutes Essen gewährt,⁴¹ oder die Kooperativen-Politik unter den zapatistischen »Räten der Guten Regierung« ebenso wie das Hinterhof-Agrikultur-Programm der Stadt Mexiko oder die erwähnte kubanische Politik der *Revolución Verde* zu den zahlreichen Etappensiegen auf dem Weg einer gastropolitane Revolution der Städte.

Während besonders in Nord- und Südamerika bereits von einer allgemein wahrgenommenen und anerkannten sozialen Bewegung gesprochen wird, die durch die lokalen Regierungen und wissenschaftlichen Arbeiten konsequent gefördert wird, beginnt sich die Sache in Europa erst in jüngster Zeit zu entwickeln. Etwa in der europäischen Metropole Berlin: Ermutigt durch die medial viel beachteten Prinzessinnengärten beginnt auch dort die Politik umzudenken und lässt Bezirksämter geeignete Flächen ausweisen und Erstausrüstungen mit Geräten und Materialien bereitstellen. Mit viel Glück erreicht die für 2020 geplante Internationale Bauausstellung Berlins die Höhe des gastropolitane

40 | Baier, Urbane Landwirtschaft und Stadtteilentwicklung, 179.

41 | Vgl. Lappé/Lappé, Hoffnungsträger, 133-148.

Zeitgeistes und integriert diese demokratischen Stadtentwicklungsprozesse, die bereits auf der riesigen öffentlichen Freifläche des ehemaligen Flughafens Tempelhof im Gange sind, als *best practice* Vorbilder für die urbane Zivilisation der Zukunft. Das Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld, eine Initiative von Berliner Gartenaktivisten und -aktivistinnen, versteht sich als »Anlauf- und Vernetzungsstelle, Wissensspeicher und Lernort mit einem Garten für alle«. Das Allmende-Kontor nutzt das Tempelhofer Gemeingut zunächst nur für zwischendurch; sein Anliegen ist jedoch ohne zeitliche Begrenzung in die Zukunft gewandt.

Viele weitere Ansätze und Keimlinge einer solchen kosmopolitischen Gastropolitik existieren bereits. Eine besonders ambitionierte Agenda hat sich – durch die starke lokale Graswurzel-Gartenbewegung beflügelt – New York City vorgenommen. Diese Weltstadt mit über acht Millionen Einwohnern soll zukünftig nicht nur einer der wichtigsten Finanzplätze der Welt sein. Neben Wall Street und Empire State Building, Guggenheim, UNO oder der Freiheitsstatue soll es auch sehenswerte Gemüsegärten *en masse* geben. Zu der wegweisenden Entscheidung, das FoodWorks-Programm ins Leben zu rufen, erläutert die Sprecherin Christine C. Quinn: »Stellen Sie sich vor, ich würde Ihnen erzählen, wir hatten die Möglichkeit in New York Tausende von neuen Jobs zu schaffen – aber wir hätten es einfach nicht getan. Das würde Sie wahrscheinlich sehr aufregen.« Und sie setzt fort: »Stellen Sie sich jetzt vor, ich würde Ihnen erzählen mit der Möglichkeit, diese Arbeitsplätze zu schaffen, könnten wir gleichzeitig die Gesundheit der Bevölkerung verbessern und den Energieverbrauch senken. Wir könnten Millionen von Dollar in der lokalen Ökonomie halten, anstatt sie quer durch das Land zu schicken. Aber wir tun es nicht. Fakt ist, dass wir genau diese Möglichkeiten ignoriert haben. Über Jahre haben wir die Chance verpasst eine umweltfreundlichere, gesündere und wirtschaftlich besser aufgestellte Stadt zu entwickeln. Wie? Indem wir das enorme Potenzial unsere Ernährungssystems ignoriert haben.«⁴²

FoodWorks beschäftigt sich mit dem gesamten Ernährungssystem von der Landwirtschaft bis zur Entsorgung. Erreicht werden sollen die formulierten Ziele durch Schlüsselinvestitionen und einen Politikwechsel. FoodWorks entwirft konkrete Schritte auf dem Weg in die Gastropolis, die sich auf viele Städte in allen Ländern der Welt übertragen lassen.

Weil gesetzgeberische Maßnahmen und politische Förderinstrumente das Wachsen und Gedeihen von Stadtgärten begünstigen können, werden die kommunalen und staatlichen Rahmenbedingungen in einem hohen Maße über die weltgesellschaftliche Zukunft der urbanen Agrikultur und Gartenarbeit entscheiden. Entsprechend wäre es Aufgabe und Ziel einer im gastrosophischen Sinne guten Stadtentwicklungspolitik, die existierenden Initiativen und

die daran interessierten Bürger einzubeziehen. Dazu gehört unter anderem die Einrichtung von Beratungs- und Koordinationsstellen für sich gründende Initiativen, etwa durch Zwischennutzungsoptionen von Brachflächen und die Schaffung oder Umwidmung von brauchbaren, aber ungenutzten Anbauflächen. Nutzungsprobleme durch industrielle Altlasten und kontaminierte Erdböden sind große Hindernisse für eine auf Dauer angelegte Bewirtschaftung von städtischem Land, weshalb kostenlose Schadstoffanalysen oder Bodenaustausch ebenso wünschenswert sind wie die Versorgung mit Brauchwasser und intelligenten Bewässerungssystemen.

Weitere politische Erkenntnisgebiete, Aufgabenfelder und Tugendlehren einer gastrosophischen Ethik lassen sich leicht benennen: Stadtregerungen können die lokale Nahrungsproduktion gezielt fördern durch die Umstellung der Verpflegung in öffentlichen Einrichtungen wie Kantinen von Behörden (Verwaltungen, Ministerien, Bundeswehr, Polizei), Mensen in Bildungsanstalten (Kindergärten, Schulen, Universitäten) und Lebensmittelausgaben in sozialen Diensten und Krankenhäusern. Auf diese Weise kann nicht nur eine enorme ökonomische Nachfrage geschaffen werden; auch wäre in zahlreichen Institutionen die Einrichtung von Gemüsegärten und kleinflächiger Landwirtschaft ein politisch notwendiger Schritt zur Verbesserung der allgemeinen Ernährungs- und Lebensverhältnisse.

Ebenso ist die Förderung von direkten Vermarktungsmöglichkeiten für Landwirte durch die Vergabe von lukrativen Standorten möglich und eine gerechte Gesamtverwertung von überschüssigen und entsorgten Lebensmitteln durch Tafeln, Volkküchen, Umsonst-Läden oder einer Legalisierung von »free-ganen« Abfallverwertungspraktiken und natürlich von anderen Formen eines intelligenten Essensreste-Recycling, etwa durch öffentliche Kompostieranlagen.⁴³ Solche und andere Maßnahmen würden einen unvorstellbar großen Wirkungsgrad entfalten und unsere Städte, unsere Gesellschaft, unsere Welt und unser Leben in vielerlei Hinsicht verbessern. Die Utopie der Gastropolis ist realistisch und machbar: Wir brauchen uns nur für einen Augenblick vorzustellen, was passieren würde, wenn die gigantischen direkten und indirekten Subventionen und Strukturmaßnahmen, die gegenwärtig das kapitalistische Nahrungssystem aus großflächiger Agrarindustrie und globalen Supermärkten künstlich aufrecht erhalten, ab morgen vielen kleinen Landwirtschaftsbetrieben und urbanen Küchengartenaktivitäten zugutekämen.

43 | Zu diesen subversiven Praktiken einer »Essthetik des Widerstandes« siehe: Lemke, Die Kunst des Essens, 100-147.

MASTERPLÄNE UND DAS RECHT AUF FREIHEIT

Eine Gruppe von jungen Stadtplanern und Architekten hat 2009 mit dem Stadtentwicklungsprojekt *Agropolis* Masterpläne für eine »metropolitane Nahrungsstrategie« entworfen, die in einem Münchener Stadtteil umgesetzt werden sollen. Eigenanbau, Inwertsetzung der regionalen Ressourcen, nachhaltiger Umgang mit dem Boden, Infrastrukturen der sozialen Begegnung und einer lokalen Tauschökonomie stehen im Mittelpunkt des Entwurfs des preisgekrönten Wettbewerbs. In der *Agropolis* sind Anbauflächen auf Balkonen, Dächern und Privatgärten ebenso wie öffentliche Freiräume für Grünvernetzung und Baumbestände als Obstbaumhaine vorgesehen, in die auch Gemeinschaftseinrichtungen integriert sind, beispielsweise Lagerräume (z.B. kalte Keller), Kompost und Freiraum für Kleinvieh. Tauschräume sollen die Möglichkeit bieten, Ernteüberschuss und anderen Überfluss auszutauschen und weiter zu verwerten. Obstbäume, Hecken mit Quitten, Schlehen, Hagebutten und Kornelkirschen, Holunder und Johannisbeeren sowie eine Haselnussbaum-Allee als Hauptachse quer durch das Viertel sollen den Stadtteil Freiham prägen. Eine Straßenbahn soll täglich beladen mit lokalem Erntegut zum Viktualienmarkt fahren und die Marktgänger beglücken. Kurz, in dieser Projektidee gewinnt die gastropolitane Praxis einen programmatischen Stellenwert im städtebaulichen Planungsdenken.

Auf ähnliche Weise entstehen neuerdings visionäre Masterpläne für die ideale ›Ökopolis‹ und andere Großbaustellen einer ›nachhaltigen Stadt‹. Beispiele sind die südkoreanische Stadt Suwon oder das nahe bei Shanghai gelegene Mega-City-Projekt *Dongtan Greenport*, wo mit Gewächshochhäusern und futuristischen Technologien eines *Vertical Farming* experimentiert wird, oder die *Pig City*, ein von niederländischen Architekten entworfenes Wolkenkuckucksheim für Schweine. Allerdings werden diese schönen Utopien bleiben, was sie sind, nämlich abstrakte ›Outopien‹, Nicht-Orte, großartige aber unbelebte Luftschlösser und undemokratische Planspiele, solange sie in wenigen Köpfen und am Reißbrett nach dem althergebrachten und längst veralteten Top-Down-Prinzip konstruiert sind und keinerlei humane Bodenhaftung haben.

Was die Stadtoberen, Städtebauerinnen und Bediensteten der politischen Hierarchie von den Stadtbauerinnen und Kollektiven der neuen Gartenbewegung lernen können, ist vor allem eins: Die urbane Zivilisation 3.0 wächst, falls sie wächst, von unten nach dem Botton-Up-Prinzip. Weil das so ist, haben politisch aktive Wut- und Mut-Bürger die altbackenen Rezepte einer Politik satt, die viele ihrer angepassten oder bloß passiven Mitbürger an den gesellschaftlich schlechten Geschmack gewöhnt haben, dass Stadt sich nach Plan und auf Geheiß von oben entwickelt. Frei nach dem unappetitlichen Motto: »Kochen dürfen nur einige wenige: eine Handvoll Stadtplaner_innen, Politiker_innen und Investor_innen. Alle anderen Bewohner_innen der Stadt haben bitte schön

ruhig zu sein. Schließlich wird gegessen, was auf den Tisch kommt«. ⁴⁴ Diese Zeiten scheinen langsam der Geschichte anzugehören; jedenfalls kennt die gastropolitane Volksküche, wie sie sich etwa im *Rezeptbuch Unternehmen Stadt übernehmen* der BUKO-Initiative ausdrückt, inzwischen äußerst phantasievolle und raffinierte Gegenrezepte: »Doch immer mehr Menschen weltweit sagen: Ich esse meine Suppe nicht, nein, meine Suppe ess' ich nicht! Andere spucken bereits ins neoliberale Essen und vermiesen so den Einheitsbrei. Wiederum andere kochen schon längst ihr eigenes Stüppchen auf gemeinsamer, (noch kleiner) Flamme und experimentieren mit neuen Zutaten«. ⁴⁵

Damit diese experimentellen Suppen- und Mahlgemeinschaften mit ihren selbst angebauten Zutaten an möglichst vielen Keimzellen und Entstehungsherden, wozu Gemüsegärten als für alle sichtbare Schaubühnen und Experimentierküchen im öffentlichen Raum gehören, einer neuen Stadt- und Esskultur wurzeln schlagen können, braucht es nicht nur neue Strategien der Beteiligung »von unten«. Darüber hinaus braucht es gleichsam eine politische Palastrevolution oder eine allgemeine Küchenrevolution, von der uns nur das fehlende Recht auf allgemeinen Zugang zu (Garten-)Land trennt, das (auch in der Stadt) zum Eigenanbau von allen genutzt werden darf, sowie die ungeklärten Nutzungskonflikte um städtischen Grund und Boden zwischen Kapital und Gemeingut (Allmende).

Die gastropolitane Revolution der Städte impliziert folglich grundlegende Veränderungen auch in den Eigentumsverhältnissen. Zu derartigen Landreformen war sogar ein politisch widersprüchliches und labiles Land wie Deutschland schon einmal fähig. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich im Rahmen der so genannten Reformbewegung die (ersten) Kleingarteninitiativen zu einer politisch einflussreichen Kraft entwickelt. Ihr Höhepunkt war das im Zuge der Novemberrevolution erlassene Gesetz einer »Kleingarten- und Kleinpachtlandverordnung«. Diese vielleicht wichtigste Gesetzesinitiative der Weimarer Republik wollte für politische Verhältnisse sorgen, so dass jedem Bürger genügend Land zur Verfügung steht, um den eigenen Bedarf an Kartoffeln und Gemüse erwirtschaften zu können und auch Obstbäume anzupflanzen. Das Gesetz beinhaltete die Möglichkeit der Zwangsfestsetzung von Pachtpreisen durch die Kommunen ebenso wie die staatliche Bereitstellung von städtischem Land. Auf der Grundlage eines Generalpachtsystems sollten Küchenbauern und Küchenbäuerinnen vor Kündigungen seitens privater Grundbesitzer und profitorientierten Immobilienhandels geschützt werden. Bereits einige Jahre zuvor wurde aus der Notlage der Zeit das Recht auf Beschlagnahmung von Land formuliert, falls seine Eigentümer es nicht nutzten. Dass dieses Gesetz auch zu stadtplane-

44 | BUKO, *Rezeptbuch Unternehmen Stadt übernehmen*.

45 | Vgl. zum Beispiel das Hamburger Gartenprojekt *Die Keimzelle* sowie das noch nicht realisierte, utopische *Grünareal*.

rischem Handeln führte, belegen zahlreiche Arbeiten führender Städtebauer und Architekten des Neuen Bauens wie Taut, May oder Schuhmacher und insbesondere das Lebenswerk des Landschaftsarchitekten Leberecht Migge, der die Selbstversorgung der Bürger zum städteplanerischen Ziel erklärte.⁴⁶

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Zeit zwischen dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs über die demokratische Erneuerung bis zur Weltwirtschaftskrise sind in mancherlei Hinsicht mit der gegenwärtigen Lage der Welt vergleichbar. Doch weit entscheidender ist der historische Tatbestand, dass heute die politische Notwendigkeit einer umfassenden Landreform und einer Wiederaaneignung der Erde beziehungsweise der landwirtschaftlich kultivierbaren Erdböden und Grundflächen sowohl im Zentrum der Gesellschaft (in den Städten) als auch in ihrer Peripherie (auf dem Land) besteht. Und hierzulande existiert bereits der rechtliche Rahmen für diese kulturelle Revolution: Das Grundgesetz sieht ausdrücklich vor, dass »Grund und Boden« gegebenenfalls in »Gemeineigentum oder in andere Formen der Gemeinwirtschaft überführt werden« können. Das ethische Prinzip, das diesem Gesetz zugrunde liegt, ist denkbar einleuchtend: »Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.«⁴⁷ Die geschichtliche und gesellschaftspolitische Bedeutung der globalen Gemüsegartenbewegung der Gegenwart ergibt sich gerade daraus, dass sich mit ihr – parallel zu den Forderungen der weltweiten Bauernbewegung in den Ländern der Dritten Welt – die Eigentums- und Bodenfrage stellt. Wie die Bäuerinnen und Bauern das Menschenrecht auf Nahrung an das Recht auf freien Zugang zu einem Stück Land koppeln, so stellen die Städter die souveräne Selbstversorgung über die privaten Gewinninteressen von Boden-, Bau- und Investitionsspekulanten und verknüpften so das Recht auf Land mit dem Recht auf Stadt.

Unter diesem Losungswort, das auf den erwähnten Stadtphilosophen Henry Lefebvre zurückgeht, organisieren sich in jüngster Zeit vielfältige Initiativen, Widerstandsgruppen und bewegte Bürger, unter denen »sich stärker als die frühen städtischen Proteste Fragen der sozialen Gerechtigkeit mit Partizipationsansprüchen koppeln«.⁴⁸ Beweggründe sind oftmals Gentrifizierungsprozesse, Auseinandersetzungen um die zunehmende Privatisierung und Überwachung öffentlicher Räume oder – was weit entscheidender ist – politische Kämpfe um soziale Teilhabe und demokratische Planung von unten: Er kämpft werden will eine andere Urbanität und ein besseres Stadt- und Landleben für alle.

46 | Vgl. Migge, Jedermann Selbstversorger!; ders., Der soziale Garten; Husen, Leberecht Migge und der Reformgarten; Huberthal, Leberecht Migges Konzept nachhaltiger urbaner Landwirtschaft.

47 | Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland, Artikel 15 sowie Artikel 14, Absatz 2.

48 | Holm, Recht auf Stadt.

David Harvey, international anerkannter Interpret von Marx' *Kapital* und vehementer Kritiker des Neoliberalismus, hat das politische Motto der Recht-auf-Stadt-Bewegung geliefert: »Die Freiheit, unsere Städte und uns selbst zu bestimmen, ist, wie ich denke, eines der wertvollsten, aber meist missachteten Menschenrechte«. ⁴⁹ Ein zentrales Anliegen der politischen Gastrosophie ist es, das Recht auf Freiheit, unsere Städte und uns selbst zu bestimmen, theoretisch zu stärken. Denn wächst das gesellschaftliche Bewusstsein, dass soziale Gärten und urbane Grünareale echte Keimzellen dieses wertvollen und missachteten Menschenrechts sind und dass das Recht auf Stadt in der gastropolitanen Praxis täglich erkämpft und gelebt werden kann, werden sich auch Politiker früher oder später an diese Freiheit gewöhnen und diese wie frisches Gemüse aus Eigenernte lieben lernen. Was vor nicht allzu langer Zeit mit kleinen schrumpeligen Kartoffeln anfang, die der Berufsrevolutionär Beuys unter vollem Einsatz seines erweiterten Kunstbegriffs als Saatgut in die Erde eines Berliner Vorgartens einpflanzte, ist zu etwas herangewachsen, was das Zeug hat, vielleicht einmal richtig groß zu werden: die Utopie der Gastropolis.

49 | Harvey, The Right to the City; ders., Social Justice and the City.

